

Die christliche Moral kann nicht auf der christlichen Lebensanschauung beruhen und kann auch weder aus der christlichen Philosophie, noch der nicht-christlichen Wissenschaft gefolgert werden, auch nicht einmal mit ihnen veröhnt werden.

So hat es auch immer jede ernste und strenge, folgerichtige Philosophie und Wissenschaft verstanden: „Unsere Thesen stimmen nicht mit der Moral überein, desto schlechter für diese“, so sagen ganz richtig diese Philosophie und diese Wissenschaft und setzen ihre Forschungen fort.

Christliche Abhandlungen, die nicht auf der Religion beruhen, und sogar Laienlateinamen werden geschrieben und man lehrt aus ihnen, und die Menschen können denken, daß die Menschheit sich von ihnen leiten läßt; aber das scheint nur deshalb so, weil die Menschen in Wirklichkeit sich nicht durch diese Tractate und Katechismen leiten lassen, sondern durch die Religion, die sie immer hatten und haben, die Tractate und Katechismen aber nur das nachahmen, was von selbst aus der Religion hervorgeht.

Die Vorschriften der Laienmoral, welche nicht auf der religiösen Lehre fußen, sind ganz ähnlich dem, was ein Mensch thun würde, der, ohne die Musik zu kennen, den Platz des Capellmeisters einnehmen und mit den Händen vor den die gewohnte Arbeit verrichtenden Musikern zu gestikulieren anfangen würde. Die Musik würde nach dem Gesetze der Trägheit und nachdem, was die Musiker von dem früheren Capellmeister gelernt hatten, einige Zeit noch fortbauern, aber das Bewegen mit dem Taktstock des die Musik nicht Kennenden würde offenbar nicht nur unnütz sein, sondern auch mit der Zeit die Musiker irreführen und das Orchester in Unordnung bringen. Derselbe Wirrwarr beginnt im Bestand der Menschen unserer Zeit einzutreten, in Folge der Versuche der Führer, die Menschen eine Moral zu lehren, die nicht auf der höchsten Religion basiert, welche die christliche Menschheit sich anzuweigen beginnt und theilweise schon sich angeeignet hat. Die Versuche, eine Moral außerhalb der Religion zu gründen, gleichen dem, was die Kinderthum, welche, um das ihnen liebe Gewächs um zu pflanzen, die ihnen nicht gefallende und ihnen überflüssig erscheinende Wurzel wegreißen und das Gewächs ohne Wurzel in die Erde stecken. Ohne religiöse Grundlage kann es keine echte, ungeheuchelte Moral geben, sowie es ohne Wurzel keine wirkliche Pflanze geben kann.

Also in Beantwortung Ihrer zwei Fragen sage ich: „Die Religion ist ein gewisses, von dem Menschen festgestelltes Verhältnis seiner einzelnen Persönlichkeit zu der unendlichen Welt oder ihrem Ursprung. Die Moral aber ist der ewige Leitfaden des Lebens, der aus diesem Verhältnis entsteht.“

Angedruckte Briefe von Ferdinand Lassalle.

Herr Dr. Heinrich Steger, der bekannte Bertheidiger, der eine reiche Sammlung von allerhand hübschen Dingen hat, Correspondenzen, Autographen, Reliquien großer oder doch berühmter Leute, ist jetzt in den Besitz von Briefen gekommen, die Ferdinand Lassalle an die Seinen schrieb, an seine Eltern und an seine Schwester. Sie sind sehr interessant. Nur darf man freilich nicht meinen, den Denker, den Redner, den stolzen Helden für die Freiheit in ihnen zu finden. Die ewigen Lüge des wunderbaren Jünglings verschweigen sie; selten klingen leise kaum die Triebe an, die sein Leben führten. Die kleinen Sorgen, flüchtige Stimmungen, geschwinde Launen herrschen; sie sind in Fast aus dem Drange der Minute hingeschrieben; und so zeigen sie die tägliche Seite des Gewaltigen nur, die er den weltlichen Forderungen der Stunde zuehrte. Aber das hat gerade einen ungemeinen Reiz. Seine eberne Gestalt steigt vom Sockel, wird zutraulich und bewegt sich irisch. Es muß doch sehr angenehm für den Pygmalion gewesen sein, als jene Statue der Aphrodite lebendig wurde, sich zu ihm aufs Canapee setzte und ihn küßte, ganz wie nur irgend ein süßes dummes Mädel. Wir lieben die Großen erst recht, wenn wir sie auch einmal klein sehen dürfen, wie wir an schönen Frauen die Stellen am zärtlichsten verehren, die vom Idealen weichen, einen kranken und traurigen Mund an einer reinen und strahlenden Miene, gerade das Hinsällige, Endliche, allzu Menschliche am ewig, unbegreiflich und himmlisch Schönen. Das ist offenbar der Sinn jener jetzt so beliebten Literatur, die aus Tratsch und Anekdoten den intimen Napoleon, den verliebten Balzac, Goethe im Hemde bringt. Sie will ihre Größe, ihre Schönheit, indem sie sie sinnlicher macht, lebentiger und wärmer machen. Sie setzt freilich eine edle Besinnung voraus. Das thun auch diese Briefe und wer ihren Zauber hören will, muß das Wort des Lessing beherzigen: „Vorher aber muß ich Sie um alles, was heilig ist, bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt gesehen hat, zu halten. Luther steht bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar, als die blendendste seiner Vollkommenheiten. Sie sind sogar für mich lehrreicher als alle diese zusammengenommen und ich werde mir ein Verdienst daraus machen, sie Ihnen zu zeigen.“ In dieser Bestimmung will, was hier folgt, gelesen werden. Sonst kann es nicht wirken.

Der strenge Philosoph, der sich um den dunklen Heraklit bemühte, liebte das helle, heitere Leben. Er wollte Glück, Lust und Glanz

um sich haben und jene an dem heiteren, sich die verdammte Bedürfnislosigkeit abzugewöhnen, kam aus dem Wahrsin seiner Natur. Die bloße Zurechtung, daß er je bescheiden oder dürrig vegetiert haben könnte, erbitterte ihn schon. Man lese diesen Brief an seinen Vater:

„Deinen Brief vom 24. erhalte ich soeben. Wo Du in meinem Brief gelesen haben willst, daß Du erst Ultimo da zu sein brauchst, ist mir rein unbegreiflich. Ich habe geschrieben medio. Gegen Ende Juli wird wohl erst die Sitzung sein. Aber Du mußt jedenfalls am 18. oder 14. schon hier sein.“

„Denke Dir, daß sich die hiesige Behörde von Berlin einen Bericht von einem dortigen Polizeiuspector Gefellens hat kommen lassen, worin es heißt, „ich hätte in Berlin, ehe ich die Gräfin kennen gelernt, immer in sehr beschränkten Verhältnissen gelebt“. Ich in beschränkten Verhältnissen in Berlin! Nun, Du weißt am besten, was ich dort ausgegeben habe! Ferner wird als Beweis dafür angeführt, „ich hätte einst einer Wirthin von mir, Witwe Wolff, für eine Schuld von 15 Thaler eine goldene Uhr gegeben und ihr erlaubt, sie zu verkaufen und sich damit bezahlt zu machen!“ Eine Geschichte, von der kein einziges Wort wahr ist! Du weißt am besten, daß ich nie eine andere goldene Uhr hatte als die, welche ich jetzt noch habe und die ich zu meinem 13. Jahr von Dir bekommen. Was sagst Du aber zu dieser Polizeiverdächtigung gegen mich? Du siehst, wie recht ich hatte, darauf zu dringen, daß vor allem meine finanziellen Verhältnisse constatirt werden. Umso nöthiger ist, daß Löwe kommt wegen des unbeschränkten Credits. Dies reicht hin, jene Lüge lächerlich zu machen. Aber jetzt, wie gesagt, ist es auch unerlässlich, daß gerade Löwe kommt und daß überhaupt der größte Fleiß auf Constatirung Deiner und meiner finanziellen Verhältnisse verwandt werde. Das Attest von Heintz habe ich bereits hier aus den Acten des vorigen Jahres abschristlich (amtlich) nach vieler Mühe errungen. Es ist sehr gut, jedoch beschäftigt es sich nur mehr mit mir persönlich und geht über Deine Verhältnisse zu flüchtig und mit zwei Worten hinweg. Sieh daher zu, daß in den Acten vom Oberbürgermeister Deine Vermögensverhältnisse breiter erwähnt werden; da ich an Heintzes Attest schon ein polizeiliches habe, so wäre es mir überhaupt lieber von Kräft oder dem Magistrat ein Attest zu bekommen, als von dem neuen Polizei-Präsidenten. Ich werde auch L. Dyhrenfurth laden lassen. Denn gerade wegen jenes Berichtes von Berlin, der indes nur von einem Polizeiuspector und auf Hörensagen beruht, muß ich den Vermögenspunkt umso sorgfältiger constatiren. Sehr lieb wäre es mir, wenn ich die großen Summen constatiren könnte, die ich seit 1844 stets von Dir erhalten, z. B. zu der Pariser Reise von 2 Monaten 1000 Th. 20. Doch dies geht wohl nicht, da Du mir das Geld immer direct gabst und nie durch Banquiers auszahlen ließest. Ich habe aber Glabbach geschrieben, er soll sich aus den Rechnungsbüchern des Hôtel de Brandenburg und des Britisch Hôtel notarielle Auszüge geben lassen; u. zw. von den Jahren 1844, 45, 46 aus beiden Gasthöfen. Hieraus wird hervorgehen, in welchen „beschränkten“ Verhältnissen ich lebte. Auf Deiner Durchreise nach Berlin frage Glabbach, ob er dies besorgt hat, und wenn es noch nicht geschehen ist, besorge es selber. Denn er ist jetzt (Glabbach), seitdem er Deputirter ist, sehr nachlässig geworden. Auch wäre es sehr gut, wenn Du zu diesem Zwecke 2, 3 Tage früher nach Berlin abreisestest.“

„Lebe nur herzlich wohl. Ungebuldig erwarte ich den Tag der Anklage. Ich gedenke einen namenlosen Triumph zu feiern.“

„NB. Der Wirth aus dem Britisch Hôtel — er hat es noch — heißt Krüger — der aus dem Brandenburg-Hôtel, der auch noch dort ist, heißt Schrader: mit diesem war damals Nühling (jetzt Bestler des Hôtel de Rome) zusammen ein Compagnon Wirth und mein besonderer Freund. Doch waren auch Krüger und Schrader mir attachirt. Sie werpen sehr gern Dir den notar. Auszug aus ihren Büchern geben von 1844, 45, 46 aus jedem Hôtel; denn ich kneipte gleichzeitig mit beiden. Halte nur darauf, daß Löwe kommt. Auch Wirsons Attest wird mir lieb sein; doch kann er von den Vermögensverhältnissen mehr sagen.“

Eine freie, zierliche, beinahe griechische Geselligkeit, in jenem Berlin der Kugel noch möglich, war ihm Bedürfnis. Wie ein Wanderer auf steilen Wegen Blumen pflückt, so wollte er ihre Freuden auch im Tumulte der Kämpfe nicht missen.

„Meine vielgeliebte Mutter, ich weiß nicht, wie ich Dir für Dein liebevolles Schreiben und für die wahrhaft königlichen Geschenke, die Du mir gemacht hast, hinreichend danken soll! Ich muß Dir den Vorwurf machen, mich zu verschwenderisch zu beschenken! Ich habe den gestrigen Tag unter sehr wechselnden Gefühlen zugebracht. Fröh, als ich aufstand, war mir sehr weh und traurig ums Herz. Es war der erste Geburtstag, an dem ich keinen Brief des geliebten Vaters empfing! — — — Mittag gab ich Niedchen ein großes Diner, zu dem ich 21 Personen eingeladen hatte. Nichts fehlte mir als Deine Anwesenheit! Wir tranken auf Dein Wohl! Wir waren sehr froh! Es waren alte und junge Freunde, die sich um uns drängten, die schneeweißen Haare von General Puel und Förster und anderer contrastirten mit den blonden Locken junger Männer von 25 Jahren. Wir waren alle sehr heiter. Herr von Pflow spielte, Professor Stahr stimmte alte Gesänge an. Wir waren noch bei Tisch, als ungeladen der alte Geheimrath Voach erschien, der mir gerade einen Besuch machen wollte, und der frohen Gesellschaft sich froh anschloß.“